

Christina Henry
Die Chroniken von Alice
Dunkelheit im Spiegelland

CHRISTINA HENRY

DIE
CHRONIKEN VON
ALICE

DUNKELHEIT
IM
SPIEGELLAND

Kurzgeschichten

Deutsch von Sigrun Zühlke

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Looking Glass« bei Berkley New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright der Originalausgabe © 2020 by Tina Raffaele
All rights reserved including the right
of reproduction in whole or in part in any form.

This edition is published by arrangement with Berkley,
an imprint of Penguin Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Penhaligon
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Catherine Beck

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft,
nach einer Originalvorlage von Titan Books

Umschlagdesign: Julia Lloyd unter Verwendung von Bildern
von Shutterstock.com (Nattle; Natasha Koltsova; tati._.9)

BL · Herstellung: MR

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3267-3

www.penthaligon.de

*Für all die Mädchen, die sich selbst retten,
und alle, die noch dabei sind, es zu lernen.*

Inhaltsverzeichnis



Ein bezauberndes Wesen 9

Mädchen in Bernstein 111

Als ich zum ersten Mal in die Stadt kam 193

Der Gnadenthron 297

Ein bezauberndes Wesen



Elisabeth Violet Hargreaves hüpfte in ihrem neuen blauen Kleid die Treppe hinunter, ihr blondes Haar war zu ordentlichen Locken frisiert und mit passenden Bändern verziert. Sie konnte es kaum erwarten, Mama und Papa zu zeigen, wie hübsch sie darin aussah. Eben noch hatte sie vor dem Spiegel gestanden und ihre wunderbare Erscheinung von allen Seiten bewundert – bis ihre Zofe Dinah ihr gesagt hatte, dass es nun genug sei und sie lieber nach unten gehen solle, wenn sie das Frühstück nicht verpassen wolle.

Und Elizabeth wollte das Frühstück nicht verpassen. Zum leisen Verdruss ihrer Mutter verfügte sie über einen gesunden Appetit, und das Frühstück war ihre Lieblingsmahlzeit. Es gab immer Marmelade und Zucker für den Tee, und Elizabeth versäumte es nie, noch einen Klecks

Marmelade extra auf ihren Toast zu geben oder einen Würfel Zucker zusätzlich in ihren Tee zu schmuggeln.

Wenn ihre Mutter sie dabei erwischte, gab sie diesen missbilligenden Zischlaut von sich, der Elizabeth an eine Schlange erinnerte, und sagte ihr, dass sie, wenn sie so weitermachte, noch rundlicher werden würde, als sie es sowieso schon war. Elizabeth störte es nicht besonders, rundlich zu sein. Sie fand, es ließ sie weich und süß aussehen, und sie war lieber weich und süß als hart und streng wie ihre Mutter.

Natürlich fand Elizabeth ihre Mama wunderschön – oder zumindest fand sie, dass unter all den scharfen Ecken und Kanten Schönheit lag. Sie hatte dasselbe blonde Haar wie Elizabeth, lang und dick. Wenn sie es abends löste, fiel es in lockigen Wellen bis auf ihre Hüfte hinab. Manche dieser Wellen waren inzwischen silbergrau geworden, auch wenn Elizabeth nicht dachte, dass Mama schon so alt war, ehrlich nicht, und dass das Silber auch irgendwie hübsch aussah, wenn sich das Licht darin fing.

Elizabeth hatte auch die Augen ihrer Mutter geerbt, ganz klar und blau. Aber früher hatte Mama häufiger gelacht, und in ihren Augenwinkeln hatten sich dabei fröhliche Fältchen gebildet. Heutzutage stand stets eine steile Falte zwischen ihren Augenbrauen, und Elizabeth konnte sich schon gar nicht mehr daran erinnern, wann Mama zum letzten Mal gelacht hatte.

Nein, das stimmt nicht, dachte sie. Sie konnte sich an das letzte Mal erinnern, als Mama gelacht hatte. Es war vor Dem Besagten Tag gewesen.

Der Besagte Tag, so nannte Elizabeth für sich den Tag, an dem sie wie heute nach unten zum Frühstück gekommen war und ihr Vater mit aschgrauem Gesicht am Tisch gesessen hatte und aussah, als sei er innerhalb eines Augenblicks um zwanzig Jahre gealtert. Vor ihm lag die frisch gebügelte Morgenzeitung.

»Papa?«, hatte sie gefragt, aber er hatte sie nicht gehört.

Elizabeth war auf Zehenspitzen zu ihm getreten und hatte die Schlagzeile gelesen:

Brand im städtischen Irrenhaus
Keine Überlebenden – Augenzeugen berichten
Grauensvolles

Darunter befand sich eine Fotografie, die das Krankenhaus vor und nach dem Brand zeigte. Elizabeth starrte auf das »Vorher«-Bild. Das Gebäude wirkte auf sie, als starrte es sie an, als seien die Mauern lebendig, als lauere hinter ihnen etwas, das nach ihr greifen und sie packen und in sich hineinziehen könnte.

»Elizabeth«, hatte Papa gesagt, die Zeitung eilig zusammengefaltet und mit der Schlagzeile nach unten beiseitegelegt. »Was gibt es denn, mein Liebling?«

Sie zeigte auf das Essen, das vor ihm auf dem Tisch stand. »Frühstück. Hat Mama bereits gegessen?«

»N-nein«, sagte Papa. »Mama fühlt sich nicht gut. Sie schläft noch.«

Das war seltsam, denn Elizabeth war sicher, dass sie heute früh Mamas Stimme von unten gehört hatte. Doch Papa schien mit den Gedanken woanders zu sein (das

war es, was Mama immer sagte: Papa war mit seinen Gedanken woanders), also hatte er vielleicht vergessen, dass Mama bereits auf gewesen war.

Elizabeth kletterte auf ihren Stuhl und breitete die Serviette auf ihrem Schoß aus, wie sie es tun sollte, und wartete darauf, dass Hobson ihr auftrag.

Der Butler trat vor, und Elizabeth sagte: »Eier und Toast, bitte, Hobson.«

Er nickte und hob den Deckel von dem Teller mit dem Ei. Als er das Ei mit einem großen Silberlöffel auf ihren Teller schob, bemerkte Elizabeth, dass seine Hand zitterte. Er nahm zwei Scheiben Toast aus dem Toastbrothalter und legte sie neben die Eier.

»Marmelade, Miss Alice?«, fragte Hobson und hielt ihr das Marmeladentöpfchen hin.

»Nicht Alice!«, zischte Papa durch die Zähne, und seine Stimme klang so scharf, dass Elizabeth vor Schreck zusammenfuhr. »Elizabeth.«

Hobson griff sich mit einer seiner zitternden Hände ins Gesicht, und Elizabeth beobachtete verwundert, dass er eine Träne wegwischte.

»Hobson, geht es Ihnen gut?«, fragte sie. Sie mochte den alten Butler ziemlich gern. Er hob immer eine süße Kleinigkeit für sie auf und steckte sie ihr beim Abendessen verbotenerweise zu.

»Ja, Miss Al ... Elizabeth«, sagte er entschieden. »Es ist alles in Ordnung.«

Er stellte das Marmeladentöpfchen neben ihre Teetasse und zog sich wieder an seinen Platz an der Wand hinter Papa zurück. Elizabeth betrachtete ihn stirnrunzelnd.

»Papa, wer ist Alice?«, fragte sie.

»Niemand«, sagte Papa mit seiner Keine-Widerrede-Stimme. »Ich denke, Hobson hat an etwas anderes gedacht.«

Elizabeth ignorierte die Keine-Widerrede-Stimme. »Aber warum bist du dann so zornig geworden, als er ›Alice‹ gesagt hat?«

Da nahm Papas Gesicht einen seltsamen Ausdruck an, eine Mischung zwischen Ärger und Verwirrung. Seine Haut war kalkweiß mit hektischen roten Flecken, und er schien zu versuchen, die Worte herunterzuschlucken, die aus seinem Mund drängten.

»Das ist nichts, worüber du dir den Kopf zerbrechen müsstest, Elizabeth«, sagte er schließlich. »Lass dir dein Frühstück schmecken. Du darfst dir extra Marmelade nehmen, wenn du möchtest.«

Elizabeth wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Frühstücksteller zu, erfreut darüber, dass sie sich so viel Marmelade nehmen durfte, wie sie wollte. Doch sie war nicht so dumm, nicht zu merken, dass Papa nur versuchte, sie abzulenken. Allerdings durfte sie es sich wohl erlauben, sich für einen Moment ablenken zu lassen, nahm sie an.

Und um die Wahrheit zu sagen, hatte sie den Zwischenfall am Frühstückstisch schon fast vergessen, als sie etwas später die Treppe hinaufging, um sich ein Buch zu holen, und erstickte Laute aus Mamas Schlafzimmer hörte. Elizabeth legte das Ohr an die Tür und lauschte.

»Alice, Alice«, sagte Mama immer wieder, und es klang, als schluchzte sie.

»Alice«, sagte Elizabeth zu sich selbst, um sich den Namen zu merken. Er bedeutete etwas. Niemand wollte, dass sie davon erfuhr, aber er bedeutete mit Sicherheit etwas.

Elizabeth wusste nicht, warum sie ausgerechnet jetzt an Den Besagten Tag denken musste, während sie in ihrem hübschen Kleid die Treppe hinunterhüpfte. Der Besagte Tag war seltsam und verwirrend gewesen, weil alle Erwachsenen im Haus auf einmal nur noch gedämpft gesprochen hatten.

Ihre ältere Schwester Margaret war sogar mit der Kutsche von der anderen Seite der Stadt herübergekommen, um mit den Eltern im Salon zu sprechen, und Elizabeth war auf ihr Zimmer geschickt und unmissverständlich angewiesen worden, dortzubleiben, während unten diese interessante Zusammenkunft stattfand.

Margaret war sehr viel älter als Elizabeth – zwanzig Jahre, um genau zu sein – und hatte selbst schon zwei Töchter. Diese Mädchen waren mit ihren neun und zehn Jahren genauso alt wie Elizabeth, aber sie mussten sie »Tante Elizabeth« nennen. Sie genoss es, die Autorität an den Tag zu legen, die darin lag, dass sie ihre Tante war. Es bedeutete, dass sie ihr gehorchen mussten, wenn sie ein bestimmtes Spiel spielten, sonst konnte sie sie ausschimpfen, ohne dafür Ärger zu bekommen.

Sie würde die beiden heute sehen, denn es war Gaben-Tag. Margaret würde mit ihrem Ehemann Daniel (der sie immer »Schwester Elizabeth« nannte und sie zum Lachen brachte, indem er ihre Wangen mit seinem Schnurrbart kitzelte) die Mädchen begleiten. Am Gaben-

Tag kamen alle Familien der Stadt auf dem Großen Platz zusammen, damit die Kinder ihre Geschenke von den Stadtvätern entgegennehmen konnten.

Letztes Jahr hatte Elizabeth beobachtet, dass einige der Familien – sogar ihr eigener Papa – den Stadtvätern ihrerseits etwas gegeben hatten. Allerdings wusste sie nicht, was es war, denn das Geschenk hatte sich in einem versiegelten Umschlag befunden.

Vor der Tür zum Frühstückszimmer wartete sie kurz, um sicherzugehen, dass Papa und Mama darin waren, damit sie ihren großen Auftritt auch würdigen konnten, wenn sie hereinkam, und Oh und Ah rufen konnten, weil sie so hübsch aussah. Die beiden murmelten leise, während sie einander die Butter und die Marmelade reichten.

Dann rauschte sie hinein und blieb direkt im Türdurchgang wieder stehen, den Saum ihres Kleids mit beiden Händen gerafft. Mama hatte das Kleid noch nicht gesehen, weil Dinah mit ihr in das Geschäft gegangen war, um es auszusuchen. Es sollte eine Überraschung sein, und natürlich hatte auch ihr Haar noch nie so hübsch ausgesehen wie genau an diesem Morgen. Dinah hatte sich ganz besondere Mühe damit gegeben.

»Ta-daah!«, sagte Elizabeth und wartete auf ihren Applaus.

Stattdessen holte ihre Mutter erschreckt Luft und flüsterte: »Alice!«

Papas Gesicht wurde kreidebleich. Er sah Mama an und sagte in warnendem Ton: »Althea!«

Mama schlug sich die Hand vor den Mund, und Elizabeth hörte kleine Schluchzer durch ihre Finger hindurch.

Schon wieder Alice, dachte Elizabeth. Dieses Mal war sie eher verärgert, als dass der Name ihre Neugier weckte. Wer war diese Alice, dass sie ihr den Applaus stahl? Wo blieben ihre verdienten »Ohs« und »Ahs«?

»Was ist denn los, Mama?«, fragte Elizabeth. »Gefalle ich dir nicht in meinem neuen Kleid?«

Papa nahm sich Zeit, trank einen großen Schluck von seinem Tee und stellte die Tasse klappernd auf der Untertasse ab. Dann breitete er die Arme für sie aus, und Elizabeth ging zu ihrem Vater und kletterte auf seinen Schoß.

»Natürlich, mein Liebes, du siehst wunderhübsch aus. Ich habe nie ein so wunderhübsches Wesen gesehen wie dich.« Augenzwinkernd setzte er hinzu: »Außer deiner Mutter natürlich. Und du bist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Elizabeth lächelte stolz über den Tisch hinweg zu Mama, der es schwerzufallen schien, sich zusammenzunehmen. Sie starrte Elizabeth an, als wäre sie ein Geist und nicht ihre Tochter.

»Du siehst auch sehr hübsch aus, Mama«, kam Elizabeth ihr entgegen.

Mama sah tatsächlich schön aus in ihrem weißen Kleid, das sie immer am Gaben-Tag trug. Es war ihr schönstes, und es wurde sonst nie aus dem Schrank geholt – nur einmal im Jahr für diesen besonderen Tag. Mama trug es meist mit einer rosafarbenen Schärpe um die Hüfte, aber diese Schärpe war durch eine blaue ersetzt worden, die von etwas dunklerem Blau war als Elizabeths Kleid. Elizabeth fragte sich, was wohl aus der anderen geworden sein mochte.

»Elizabeth hat gesagt, dass du schön aussiehst, Althea«, sagte Papa mahmend.

Es hörte sich an, als spräche er zu einem Kind, das an seine guten Manieren erinnert werden musste. So hatte sie Papa noch nie mit Mama sprechen gehört.

Mama schloss die Augen, holte zittrig Luft und schlug sie wieder auf. Der Geist hatte ihr Gesicht noch nicht ganz verlassen, aber sie sah wieder etwas mehr wie Mama aus.

»Vielen Dank, Elizabeth«, sagte Mama. »Du siehst bezaubernd aus in dem Kleid.«

Wenn Mama das so gesagt hätte, wie sie es sonst tat, hätte Elizabeth sich gewunden vor Stolz, aber es klang nicht so, wie Mama es normalerweise sagte. Es klang steif und hart, und Mama meinte es auch gar nicht wirklich, das merkte Elizabeth.

»Warum fängst du nicht schon mal an und frühstückst?«, sagte Papa und gab ihr einen Kuss auf den Scheitel.

Das war das Signal für sie, von seinem Schoß zu gleiten und zu ihrem Stuhl zu gehen. Sie setzte sich an den Tisch, auch wenn der Tag eine Menge von seinem Glanz verloren hatte. Nun ja, vielleicht würden Daniel und Margaret ihr Kleid bewundern, wenn sie eintrafen.

Trotzdem, dachte Elizabeth, während sie sich einen extra großen Klecks Marmelade für ihren Toast gönnte, *ich muss herausfinden, wer diese Alice ist.*

Elizabeth war es leid, dass Alice ihr ihre Tage verdarb.

Nach dem Frühstück ging sie in den Garten, um sich die Zeit zu vertreiben, bis Margaret und Daniel und ihre Nichten kamen.

»Pass auf, dass du dein Kleid nicht schmutzig machst«, sagte Mama und klang dabei fast wieder normal.

Die Rosen standen in voller Blüte, fett und rot, und dufteten so stark, dass Elizabeth davon ganz träumerisch und benommen wurde. Mama liebte ihre Rosen so sehr, dass sie den Gärtner nicht in ihre Nähe ließ, sondern darauf bestand, sie selbst zu pflegen.

Und natürlich waren die Rosen auch die Kronjuwelen des Gartens, sie übertrafen an Schönheit alle anderen Blumen. Im Vergleich zu Mamas Rosen wirkten die Dahlien und Tulpen wie traurige, abgerissene kleine Soldaten.

Elizabeth suchte ihren Lieblingsplatz im Garten auf, eine kleine Höhle unter einem der Rosenbüsche, gerade groß genug, damit sie darin sitzen konnte, ohne dass sie jemand vom Haus aus sehen konnte. Es war das perfekte Versteck, weil gerade so viel Raum war, dass die Dornen nicht nach ihren Haaren greifen konnten. Ja, es war ein so gutes Versteck, dass man sie nicht einmal sehen konnte, wenn man direkt am Rosenbusch vorbeiging.

Wenn sie allerdings weiterwuchs und größer wurde, würde sie bald nicht mehr hineinpassen, überlegte Elizabeth. Im vergangenen Jahr war sie etwas gewachsen – nicht viel, aber sie hoffte, dass sie eines Tages genauso groß wie Papa sein würde. Ihre Mama war schlank und zierlich und nicht besonders groß, aber doch größer als die meisten Nachbarinnen, die hin und wieder nachmittags zum Tee kamen.

Elizabeth wünschte sich lange Beine und lange Arme, auch wenn sie vermutlich dafür auf ein bisschen von ihrer Rundlichkeit verzichten müsste.

Na ja, dachte sie, es wäre ein geringer Preis, wenn ich dafür groß sein könnte. Und wenn sie nur darauf achtete, immer genug Kuchen zu essen, konnte sie sich natürlich auch so rundlich halten, wie sie wollte. Immerhin schien Mama zu denken, dass ihre Vorliebe für Kuchen dafür verantwortlich war. Aber vielleicht stimmte das auch gar nicht. Vielleicht war Elizabeth einfach von Natur aus so.

Elizabeth wünschte sich inständig, größer zu sein als die meisten Jungen auf der Straße. Sie wünschte sich, königlich auf sie hinabschauen zu können und sie dazu zu bringen, sich zu ducken. Dann würden sie ihr vielleicht keine unhöflichen Sachen über ihr Gesicht und ihre weichen Arme und ihre runden Hüften mehr sagen. Es machte ihr nichts aus, dass sie so war, solange sie nichts darüber sagten. Wobei es ihr nur etwas ausmachte, da sie das Gefühl hatte, es müsse ihr etwas ausmachen, nicht, weil sie sich tatsächlich deswegen schlecht fühlte.

Nicht richtig.

Abgesehen davon waren es nur die Armen aus der Alten Stadt, die wirklich dünn waren. Elizabeth hatte einige von ihnen sich gegen die Gitter drängen sehen, wenn sie an der Grenze entlangfuhren. Sie sahen immer so blass und dürr und verzweifelt aus, dass Elizabeth am liebsten anhalten und ihnen ihr gesamtes Taschengeld geben wollte.

Als sie das einmal ihren Eltern gesagt hatte, hatte ihr Vater nur geschnauft und gesagt: »Wohltätigkeit ist schön und gut, Elizabeth, aber jedes Geld, das du diesen Krea-

turen geben würdest, würde sowieso nur in der Flasche enden. Schenke dein Mitleid nicht den Falschen.«

Elizabeth hatte nicht verstanden, was Papa mit »in der Flasche« meinte, also hatte sie später Dinah danach gefragt, und Dinah hatte ihr erklärt, dass es um Menschen ging, die sehr viel Schnaps tranken.

»Und diese Leute aus der Alten Stadt sind nichts als faule Trunkenbolde und Tunichtgute, da hat dein Vater schon recht«, hatte Dinah gesagt, während sie ihr das Haar ausbürstete. »Über die brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen.«

Elizabeth fand das ziemlich hartherzig, aber wenn alle Erwachsenen um sie herum das so sagten, musste es wohl stimmen.

Ein kleiner orangefarbener Schmetterling kam in Elizabeths kleine Höhle geflogen und setzte sich auf ihr Knie. Einen Moment lang schlug er mit den Flügeln, als wollte er sie freundlich grüßen, dann flog er wieder fort.

Ein rotes Rosenblatt segelte vom Busch herunter und landete auf ihrem Knie, genau an derselben Stelle, an der der Schmetterling gelandet war.

Ich wünschte, dieses Rosenblatt wäre auch ein Schmetterling, ein wunderschöner roter Schmetterling mit Flügeln wie Rubine.

Und natürlich, weil sie es sich gewünscht hatte, wurde es auch so, wie sie es sich gewünscht hatte.

Das Blütenblatt schien zu schwellen, dann teilte es sich, und einen Augenblick später war es ein wunderhübscher Schmetterling, so groß wie ihre Hand, der ihr mit seinen Fühlern zuwinkte.

Für Elizabeth war das keine Überraschung. Ihre Wünsche neigten dazu, sich zu erfüllen. Allerdings musste sie es auch wirklich wollen. Wenn sie nur so dahinsagte, dass sie wünschte, sie könnte ein Eis essen, erschien nicht direkt Eiscreme vor ihr, nur weil sie es gesagt hatte.

Außerdem erfüllten sich ihre Wünsche häufiger, wenn sie unter dem Rosenbusch träumte, auch wenn sie nicht wusste, warum das so sein sollte. Vielleicht, weil Mama ihn hegte und pflegte und ihm ihre ganze Liebe schenkte, wohingegen die Gärtner immer gerade beim zweiten Frühstück zu sein schienen, obwohl es nie die rechte Zeit dafür war.

Behutsam nahm sie den Schmetterling von ihrem Knie und ließ ihn auf ihrer Handfläche sitzen. Er machte keine Anstalten davonzufiegen.

»Aber Schmetterlinge müssen davonfliegen«, erklärte ihm Elizabeth. »Sie sind nicht dafür gedacht, dass man sie behält.«

Solange man ihnen nicht die Flügel bricht.

Erschreckt blickte sie sich um. Das war nicht ihre eigene Stimme gewesen, die sie da gehört hatte.

Wie schrecklich, dachte sie. Wer würde denn einem Schmetterling die Flügel brechen?

Eine eifersüchtige Raupe, die niemals wird fliegen können, sagte die Stimme.

»Bist du die eifersüchtige Raupe?«, fragte Elizabeth.

Sie war sich nicht sicher, woher die Stimme kam, aber aus ihrem Kopf kam sie ganz sicher nicht, wie sie anfangs gedacht hatte. Das war zumindest etwas beruhigend,

denn sie war alt genug, um zu wissen, dass nur Verrückte Stimmen hörten, die nicht ihre eigenen waren.

Ich? Die Stimme schien sich über ihre Frage königlich zu amüsieren. Elizabeth hörte das Lachen, das in dieser einzigen Silbe mitschwang. *O nein, ich nicht, niemals. Ich bin auf nichts und niemanden eifersüchtig, denn ich bin derjenige, der all die Geschichten sammelt, und Geschichten sind wesentlich mehr wert als Rubine. Das Wissen der ganzen Welt steckt in Geschichten.*

»Also wer ist dann diese Raupe, die den Schmetterlingen die Flügel bricht?«, wollte Elizabeth wissen.

Sie fand, die Stimme hörte sich ziemlich besserwieserisch an, und da sie bereits eine ältere Schwester hatte, die alles besser wusste, drängte es sie nicht allzu sehr, sich mit einem weiteren Besserwisser abzugeben. Gleichwohl – wenn er ihr eine Geschichte erzählte, könnte das auf angenehme Weise die Zeit vertreiben, bis die Kutsche vorfuhr, um sie zu den Feierlichkeiten des Gaben-Tags zu bringen.

Er war sehr schlimm. Sehr, sehr schlimm, in der Tat, aber Alice hat ihn für seine Sünden bezahlen lassen.

»Alice?«, fragte Elizabeth staunend. Als der Name fiel, hatte ihr Herz einen Satz gemacht. »Du kennst Alice?«

Vielleicht konnte sie herausfinden, wer diese lästige Alice war, dieses Gespenst, das ihre Mutter heimsuchte und ihren Vater kreidebleich werden ließ.

Selbstverständlich kenne ich Alice. Früher einmal gehörte sie dem Kaninchen. Die Stimme nahm einen schmeichelnenden Ton an. *Hübsche kleine Alice mit einem hübschen Axtmörder an ihrer Seite. Die hübsche Alice, die der Raupe die Kehle durchgeschnitten und alles zum Einsturz gebracht hat.*

»Aber wer ist denn nun diese Alice?«, fragte Elizabeth, allmählich ungeduldig. *Und warum will niemand, dass ich es erfahre?*

Alice ist in einem Fluss aus Tränen geschwommen und durch Blut gewatet, das in den Straßen floss, und hat ein kleines Häuschen gefunden, mit Rosen bedeckt. Alice ist in der Nacht durch den Wald gewandert und hat mit dem Kobold getanzt und der Königin ihre Krone genommen.

»Hör auf damit. Ich will jetzt keine Rätsel! Wenn du es mir nicht richtig sagen willst, dann habe ich keine Lust mehr, weiter mit dir zu reden.« Elizabeth hatte jetzt endgültig genug. Sie kroch unter dem Rosenbusch hervor.

Der Schmetterling in ihrer Handfläche flog davon und landete auf einer Blüte. Seine Flügel waren von genau demselben Samtrot wie die Rose; wenn man nicht genau hinsah, konnte man ihn kaum erkennen. Nur die sich in der leichten Brise bewegenden Fühler verrieten ihn.

Sie klopfte sich Gras und Blütenblätter von ihrem blauen Kleid und hatte das Gefühl, dass sich dieser Tag überhaupt nicht so entwickelte, wie sie es geplant hatte. Eigentlich hätten alle ihr neues Kleid lieben und bewundern sollen, stattdessen hatte sie ihren Eltern ein Kompliment abringen müssen. Und diese irritierende Stimme war in ihre Traumzeit unter dem Rosenbusch eingedrungen, und statt ihr einfach zu sagen, was sie wissen wollte, machte sie alles nur noch komplizierter.

Und immer, immer wieder war Alice daran schuld.

»Wer ist Alice?«, fragte sie zum letzten Mal, auch wenn sie keine Antwort mehr erwartete. Sie wollte der seltsa-

men Stimme nur zeigen, dass sie sich nicht ablenken lassen würde.

Wieso fragst du? Alice ist deine Schwester, natürlich.



Elizabeth saß unbequem gegen die Tür gequetscht in der Kutsche von Margaret und Daniel, weil ihre Nichten Polly und Edith unbedingt gewollt hatten, dass sie mit ihnen fuhr statt mit ihren Eltern.

Normalerweise hätte sie gern mit ihnen gespielt, statt angestrengt den gemurmelten Gesprächen der Erwachsenen zu lauschen, aber jetzt wollte sie lieber ihre Ruhe haben, um über das nachzudenken, was die Stimme ihr gesagt hatte. Und das war so gut wie unmöglich, wenn Polly die ganze Zeit quietschte, weil Edith sie kitzelte.

»Edith, hör sofort damit auf«, sagte Margaret und sah ihre jüngste Tochter streng an.

Edith faltete gehorsam die Hände im Schoß, aber alle in der Kutsche wussten, dass sie, sobald Margaret ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes richtete, wieder anfangen würde, Polly zu kitzeln. Polly war außergewöhnlich kitzelig – selbst wenn man nur mit den Fingerspitzen über ihren Nacken strich, fing sie schon an, unkontrollierbar zu kichern.

»Was ist denn, Elizabeth?«, fragte Margaret und bedachte jetzt ihre Schwester mit ihrem strengen Blick. »Fühlst du dich nicht gut? Du bist doch sonst nicht so still.«

»Ja, ich dachte schon, eine Katze hat dir über Nacht die Zunge gestohlen«, sagte Daniel augenzwinkernd.

Elizabeth rang sich für ihn zu einem halben Lächeln durch, denn sie mochte ihren Schwager wirklich von Herzen gern. »Ich glaube, ich bin nur ein bisschen müde. Ich konnte letzte Nacht nicht schlafen, weil ich vor lauter Vorfreude ganz aufgeregt war.«

Natürlich war das eine vollkommen lächerliche Erklärung. Elizabeth war bekannt für ihren gesunden Schlaf. Sie konnte in jeder Situation, in jeder Lage und umgeben von jeglicher Art von Lärm einschlafen, wenn sie es wollte. Selbst wenn sie aus Vorfreude auf den Gaben-Tag aufgeregt gewesen wäre, hätte sie trotzdem die ganze Nacht durchgeschlafen und wäre am nächsten Morgen frisch und munter aufgewacht.

Margaret akzeptierte ihre Erklärung dennoch ohne nachzudenken. Daniel warf ihr einen Seitenblick zu, der besagte, dass er nicht sicher war, ob sie die Wahrheit sagte, aber zu höflich war, um es auszusprechen.

Die Kutsche ihrer Schwester reihte sich in die Schlange der Wagen ein, die zum Großen Platz schlich. Natürlich würden sie später aussteigen und einen Teil des Wegs zu Fuß gehen müssen, auch wenn ihr höherer Status es ihnen gestattete, näher am Ort des Geschehens zu parken.

Überall waren Soldaten, die diese Regeln unerbittlich durchsetzten. Keine noch so große Schmeichelei oder plumpe Bestechung würde die eigene Platzierung in der Schlange beeinflussen können. Elizabeth hatte Papa einmal gefragt, woher die Soldaten wussten, wo jeder hingehörte.

»Sie erkennen es an unserem Siegel«, hatte Papa erklärt. »Eine winzige Markierung an unserer Kutsche, die

jeder Eigentümer haben muss, wenn er irgendeine Art Fahrzeug erwirbt. Die Soldaten nutzen sie, um die Familien angemessen zu platzieren.«

Und als Elizabeth das nächste Mal in den Stallungen gewesen war, hatte sie Phelps, den Stallknecht, gebeten, ihr das Siegel zu zeigen. Es war in der Tat sehr klein und befand sich in der unteren rechten Ecke der Tür. Es war ein wenig erhaben, wie die Oberfläche des Siegels, mit dem Papa seine Briefumschläge verschloss.

Schließlich stand ihre Kutsche – ein paar Minuten weiter vom Platz entfernt als Papas Kutsche, denn auch wenn Daniel durch Heirat mit einer der alten Familien verbunden war, war seine Herkunftsfamilie doch wesentlich niedriger gestellt als Papas. Seine Heirat mit Margaret hatte ihm eine höhere Position verschafft, aber sein Name begrenzte seine Aufstiegsmöglichkeiten. Ohne eine beträchtliche Spende an die Stadt würde er nicht höher aufsteigen können.

Elizabeth glaubte nicht, dass Daniel jemals höher aufsteigen würde. Nicht weil es ihm an Intelligenz mangelte, davon besaß er mehr als genug, sondern eher an Ehrgeiz. Sie hatte Margaret häufiger sagen hören, dass er weniger Zeit mit Lachen und mehr mit Arbeit verbringen sollte. Doch diese Rüge schien Daniel kaum zu berühren – er griff dann Margaret bei der Taille, hob sie hoch und wirbelte sie herum, bis ihre Wangen rot waren und sie nur noch haltlos lachte wie ein kleines Mädchen.

Margaret wirkte oft ein bisschen zu säuerlich für Daniels fröhliches Gemüt. Doch wenn Elizabeth die beiden so zusammen sah, verstand sie ein bisschen besser, warum

Daniel sie geheiratet hatte. Margaret zeigte ihre Freude nicht, sie hielt sie versteckt wie ein geheimes Geschenk, von dem nur Daniel wusste, wo es zu finden war.

Mama und Papa warteten in der Nähe ihrer Kutsche, bis der Rest der Familie sie eingeholt hatte, und dann gingen sie alle gemeinsam in Richtung des Großen Platzes.

In einer richtigen Stadt hätte der Große Platz im geografischen Zentrum gelegen, aber die Neue Stadt war nicht wie andere Städte, von denen Elizabeth in Büchern gelesen hatte. Die Neue Stadt war erbaut worden, als die Vorfahren der Stadtväter dem Verbrechen und der Degeneration (das waren Papas Worte, Elizabeth war sich nicht ganz sicher, was Degeneration bedeutete, aber Papas Ton vermittelte eindeutig, dass es etwas Schlimmes war) verfallen waren, die sich aus dem Herzen der Stadt immer weiter ausbreitete. So war beschlossen worden, das Herz der Stadt einzumauern und eine frische Neue Stadt ringförmig darum herum zu errichten. Nur Familien mit einem gewissen Wohlstand und Abstammung war es gestattet, sich in der Neuen Stadt niederzulassen, und die ganzen Diebe und Mörder wurden innen eingesperrt zurückgelassen, »weit weg von den anständigen Leuten«, wie Papa sagte.

Elizabeth dachte, dass wahrscheinlich nicht ausschließlich Diebe und Mörder in der Alten Stadt zurückgeblieben waren, dass es da auch anständige Leute gegeben haben musste, die schlicht und einfach nicht genug Geld gehabt hatten, um sich herauszukaufen. Doch das war eine sehr konträre Meinung, denn wenn sie etwas in diese Richtung sagte, wurde sie sofort von wütenden Erwachsenen

niedergeschrien, die ihr versicherten, dass »nur der Abschaum« in der Alten Stadt lebte.

Der Ring der Neuen Stadt erfüllte seinen Zweck – die vom Verbrechen heimgesuchten Straßen breiteten sich nicht weiter von der Mitte her aus. Aber Dunkles wächst auch ohne Sonnenlicht, und die Bewohner der Alten Stadt begannen zusätzliche Stockwerke auf die vorhandenen Häuser zu bauen und Gebäude auf die Dächer von alten Gebäuden, bis das ganze Gebilde aussah wie ein schwankender Turm aus Bauklötzen, der jederzeit mit einem wohlplatzierten Tritt zum Einsturz gebracht werden konnte.

Die Dächer der Alten Stadt überragten inzwischen das höchste Gebäude der Neuen Stadt – das sechsgeschosige Gebäude der Heimatregierung, ein glitzernder Turm aus weiß glänzendem Marmor, der von überall in der Neuen Stadt zu sehen sein sollte. Jetzt, da die Alte Stadt so dermaßen in die Höhe gewuchert war, konnten die Bürger, die auf der anderen Seite des Rings wohnten, das glitzernde Bauwerk direkt gegenüber nicht mehr sehen – nur die schiefen Türme der Alten Stadt und die dumpfigen Rauchschwaden, die von ihr ausgingen.

Das Gebäude der Heimatregierung stand am Nordrand des Großen Platzes. Die anderen drei Seiten waren mit den Residenzen der Stadtväter bebaut, zwölf gleich aussehende dreistöckige Gebäude, jeweils vier an jeder Seite.

Hier gab es kein Kopfsteinpflaster wie im Rest der Stadt. Stattdessen war der Große Platz mit großen Marmorplatten gepflastert, die genau zum Marmor des Gebäudes der Heimatregierung passten. Dieser Marmor wurde regel-

mäßig gereinigt, jeden Tag, dreimal am Tag, von vierundzwanzig Bediensteten, die ihn auf Händen und Füßen schrubbten und polierten, damit nicht der kleinste Fleck dieses Feld aus Weiß verschandelte. Unvollkommenheit wurde auf dem Großen Platz nicht geduldet.

Die zwölf Stadtväter, Nachkommen jener ursprünglichen weitblickenden Männer, die diese schwärende Eiterbeule des Verbrechens eingehegt hatten (dies war eine weitere Formulierung, die Elizabeth gehört hatte, auch wenn sie nicht von Papa stammte – Papa äußerte sich nicht so poetisch), warteten auf einer Bühne vor dem Gebäude der Heimatregierung, um die Familien der Neuen Stadt zu begrüßen. Neben jedem Vater stand ein Bediensteter mit einem Sack Münzen für die Kinder.

Jede Familie reihte sich in die zu ihrer Gemeinde passende Reihe – jede Gemeinde hatte einen Vater. Genau gesagt, war jeder Vater eine Art Gouverneur seiner Gemeinde, auch wenn die richtige Arbeit von den Vertretern der Stadtväter geleistet wurde, soweit Elizabeth das beurteilen konnte.

In Elizabeths Gemeinde war das Stadtamtman Kinley, ein scheußlicher alter Mann, der nach Mottenkugeln roch und immer darauf bestand, dass Elizabeth auf seinem Schoß saß, wenn er Papa besuchte. Bei seinem letzten Besuch hatte sie alles darangesetzt, darum heranzukommen, und behauptet, sie sei schon viel zu groß, um noch auf dem Schoß zu sitzen. Doch der Stadtamtman hatte Papa mit seinen stechenden blauen Augen angesehen, einem Blick, den Elizabeth nicht hatte deuten können, den ihr Papa aber sehr wohl verstanden haben musste.

Er hatte sichtlich geschluckt und mit kaum hörbarem Bedauern in der Stimme zu ihr gesagt: »Na los, Elizabeth, so groß bist du doch noch nicht.«

Mama hatte den Blick abgewandt, als der Stadtamtmann seine feuchten Hände über Elizabeths Locken und ihren Rücken hatte gleiten lassen. Elizabeth hätte sich seiner widerwärtigen Berührung am liebsten entzogen, aber sie wusste, dass er es zu genießen schien (jedenfalls kicherte er keuchend, was wohl Glück bedeuten musste), und da sie wollte, dass es so schnell wie möglich vorüber war, hatte sie sehr still dagesessen und nur gehofft, dass er schon bald genug von ihrer Gesellschaft hatte.

Elizabeth schüttelte die Erinnerung an den Stadtamtmann ab, während sie sich mit ihrer Familie zusammen in die Schlange stellte. Polly und Edith versuchten, sich vor sie zu drängen, um als Erste ihre Münzen zu bekommen, aber Margaret wies sie scharf zur Ordnung, und sie stellten sich hinter Elizabeth. Die war so damit beschäftigt, über Alice und die seltsame Stimme nachzudenken (und die ekelerregende Erinnerung an den Stadtamtmann loszuwerden, die wie eine Entzündung im Hintergrund ihrer Gedanken zu schwären schien), dass sie es kaum bemerkt hatte. Natürlich war es nur richtig, dass sie zuerst drankam – immerhin war sie die Tante der Mädchen, und ihr Vater war viel wichtiger als Daniel –, aber in dem Augenblick konnte sie nicht sagen, dass es ihr irgendetwas bedeutete.

Sie dachte über Alice nach.

Die Stimme hatte gesagt, Alice sei ihre Schwester.

Mama und Papa hatten immer gesagt, Margaret sei ihre einzige Schwester.

Und niemand hatte jemals von jemandem gesprochen, der Alice hieß.

Bis auf den Tag, an dem die Nachricht von dem Brand im Irrenhaus in der Zeitung gestanden hatte.

Und heute, als Elizabeth in ihrem neuen blauen Kleid die Treppe heruntergekommen war.

Alice muss früher einmal meine Schwester gewesen und in dieses Krankenhaus geschickt worden sein. Aber wenn sie fortgeschickt worden ist, warum hat mir nie jemand etwas davon gesagt? Warum hat niemand sie jemals besucht?

Es war gut möglich, dass die Stimme gelogen hatte.

Oder, wenn du dir gegenüber ganz ehrlich bist, Elizabeth Violet Hargreaves, war da überhaupt keine Stimme. Nur ein Phantom, das du dir ausgedacht hast, um dich im Garten zu unterhalten.

Es war ganz sicher möglich, dass diese Stimme ihrer Fantasie entsprungen war, um zu erklären, warum ständig alle von jemandem namens Alice sprachen, um sich dann gegenseitig zum Verstummen aufzufordern und den Namen wieder auszulöschen.

Elizabeth bewegte sich langsam mit der Schlange vorwärts, hörte das Klingeln der Münzen und die vielen glücklichen Ausrufe, »Danke, Vater!«, von überall her.

Der Marmorboden machte es unmöglich, schnell über den Platz zu gehen. Das Material war rutschig – das tägliche Polieren trug seinen Teil dazu bei – und zwang jeden zu kleinen Trippelschritten. Auf dem Großen Platz schritt man nicht energisch und selbstbewusst aus. Wahrschein-

lich war das auch so gedacht, es erleichterte es den Untertanen, in der richtigen Geistesverfassung vor die Väter der Stadt zu treten.

Hinter Elizabeth verbreiteten Polly und Edith Unruhe, sie zupften an ihren Locken und zogen an ihren Bändern, damit sie sich umdrehte. Doch Elizabeth wedelte nur abwehrend mit der Hand. Sie hatte jetzt keine Zeit, um auf die Neckereien ihrer Nichten einzugehen. Sie musste nachdenken. Fast wünschte sie, es wäre heute nicht Gaben-Tag, so schwer fiel es ihr, von drängelnden und rempelnden Menschen umgeben zu sein, die von ihr erwarteten, dass sie lächelte und Konversation machte. Sie musste nachdenken.

Nachdem sie lange mit der Schlange vorangeschlurft war (es kam ihr sehr lange vor, auch wenn es wahrscheinlich nur eine Viertelstunde gedauert hatte), waren Elizabeth und ihre Familie ganz vorne. Der Stadtvater ihrer Gemeinde, Mr. Dodgson, lächelte auf sie herab, während er ihr eine glänzende goldene Münze hinhielt.

»Sie sind heute aber wirklich das lebende Abbild Ihrer Schwester, Miss Hargreaves«, sagte er.

Irgendetwas daran, wie er das sagte, klang sehr seltsam. Es gab eine Art Unterströmung, die Elizabeth nur spürte, ohne sie zu verstehen. Sie war sich aber ganz sicher, dass die von Mr. Dodgson erwähnte Schwester nicht Margaret war.

Er spricht von Alice. Und das ist auch der Grund, warum Mama so schockiert geguckt hat, als ich heute Morgen in den Frühstücksraum kam – weil sie Alice in mir gesehen hat.

Also log die Stimme doch nicht. Auch wenn das nicht

notwendigerweise bedeuten musste, dass es überhaupt eine Stimme gab – es konnte genauso gut sein, dass ihre eigene Klugheit schlichtweg die richtigen Schlüsse gezogen hatte.

Auch wenn ich nicht weiß, woher dann dieses ganze Gerede von der Raupe und dem Kehledurchschneiden kommen soll – vielleicht nur ein Überbleibsel aus einem Albtraum, das mir wieder eingefallen ist.

Mr. Dodgson blickte sie erwartungsvoll an, und Elizabeth merkte, dass sie einfach nur dastand, die Münze in der Hand, und wie eine dumme Gans ins Leere starrte.

»Vielen Dank, Vater«, sagte sie und sank in ihren schönsten und tiefsten Knicks. Die Erleichterung ihrer Eltern war spürbar.

Da wurde ihr zum ersten Mal klar, dass ihre Eltern die Stadtväter fürchteten. Und mehr als das – alle fürchteten sie. Das Urteil der Stadtväter konnte eine Familie zerstören, sie aus der Neuen Stadt verbannen und nach draußen in das wilde Grasland oder auf das gnadenlose Meer hinaustreiben – oder noch schlimmer: in die namenlosen Schrecken und die Dunkelheit der Alten Stadt.

»Mr. Hargreaves, wenn ich kurz mit Ihnen sprechen dürfte«, sagte Mr. Dodgson, packte ihren Vater am Oberarm und zog ihn beiseite, sodass ihr Gespräch nicht von den Umstehenden mit angehört werden konnte.

Es war durchaus nicht unüblich für den Gaben-Tag – Mr. Dodgson nutzte häufig die Gelegenheit, um mit Papa über irgendetwas zu sprechen. Aber Elizabeth hatte das Gefühl, dass es dieses Mal irgendwie anders war. Vielleicht war es die Spannung in Mr. Dodgsons Kiefer oder

die tiefe Kälte in seinem Blick. Vielleicht war es die Art, wie Papa vor Mr. Dodgsons Worten zurückschreckte.

Oder vielleicht war es auch, weil Elizabeth ganz genau gesehen hatte, wie Mr. Dodgsons Lippen das Wort »Alice« geformt hatten.

Alice, Alice, dachte Elizabeth verärgert. *Warum sucht mich diese Alice heute so heim?*

Es war ziemlich schwer, nicht zu denken, dass diese Alice, die möglicherweise (*wahrscheinlich*) ihre Schwester war, sich nach Kräften bemühte, ihr den perfekten Tag zu verderben, den Elizabeth sich heute Morgen beim Aufstehen ausgemalt hatte.

Plötzlich merkte Elizabeth, dass sie großen Durst hatte und ihre glänzenden Lackschuhe kniffen, und die Haarnadeln, mit denen die Bänder in ihrem Haar befestigt waren, juckten mit einem Mal auf der Kopfhaut. Sie wollte nach Hause gehen und zu Mittag essen – Margaret und Daniel und Polly und Edith sollten zum Essen bleiben, denn der Gaben-Tag war ein Feiertag in der Neuen Stadt, und nach dem Essen würde es zum Nachtschisch einen ganz besonderen Pudding geben, und dann würde die Familie an alle Bediensteten Geschenke verteilen, und die Erwachsenen würden auch noch Geschenke für die Kinder haben.

Sie wollte sich keine Gedanken mehr über irgendeine geisterhafte Schwester machen müssen und darüber, wie ihr Vater sich unter Mr. Dodgsons kaltem Blick duckte. Sie wollte sich sinnlos mit gebratener Ente und Kartoffeln vollstopfen, mit reichlich Butter darüber und Soße und sich dann die riesigste Portion Pudding auf den Teller

schaufeln, die man ihr gestattete. Sie wollte ein Päckchen von Mama und Papa auspacken und darin eine neue Puppe finden oder ein Stofftier und dann den Rest des Nachmittags damit beschäftigt sein, es vor den gierigen Händen ihrer Nichten zu beschützen. Sie wollte so tun, als wäre all das unbequeme Wissen, das sie heute gewonnen hatte, nur ein alberner Ausbund ihrer zügellosen Fantasie, während sie unter den Rosen geträumt hatte.

Vielleicht war sie ja sogar jetzt noch dort unter den Rosen und schlief tief und fest, und schon bald würde sie aufwachen, wenn sie Mama rufen hörte, die sagte, es sei Zeit, zum Großen Platz aufzubrechen.

Papa und Mr. Dodgson kamen zurück. Mr. Dodgson bedachte Mama mit einem höflichen Nicken und lächelte, und Mama nickte zurück. Margaret und David traten mit ihren Töchtern vor, und Elizabeths Gruppe ging zum Rand des Platzes, um dort auf sie zu warten.

Kaum waren sie aus dem Gedränge heraus, steckten Mama und Papa die Köpfe zusammen und fingen an, so leise durch die Zähne hindurch zu flüstern, dass Elizabeth kein Wort verstand. Als sie neugierig zu Mama auf sah, wedelte die sie ungeduldig mit der Hand fort.

»Geh spielen, während du auf Polly und Edith wartest«, sagte sie.

Das bedeutete: »Lass die Erwachsenen in Ruhe ihre Erwachsenenensachen machen.« Und wenn sie darüber nachdachte, war es eigentlich keine Zumutung, fand Elizabeth. Sie hatte kein Interesse an noch mehr unbequemen Gedanken, davon hatte sie heute schon mehr als genug gehabt, vielen Dank auch.

Sie ließ die Schuhsohlen über den polierten Marmor schleifen und fragte sich, ob sie nicht ein Zeichen hinterlassen sollte, das niemand mehr wegputzen könnte.

Das würde Mr. Dodgson nur recht geschehen, dachte sie. Sein Haus steht gleich da drüben, und er müsste jeden Tag über einen schwarzen Fleck gehen, wenn er ins Gebäude der Heimatregierung will. Jeden Tag würde er merken, dass nicht alles in seiner kleinen Welt perfekt und sauber und wie befohlen ist. Ich wette, das würde ihn nachts wach liegen lassen, ein kleines störendes Ding unter seiner Matratze wie bei der Prinzessin und ihrer Erbse.

Plötzlich war ihre ganze Brust mit wogendem Zorn erfüllt, der sich mit der Beschämung darüber mischte, wie ihr Vater vor dem Stadtvater gekuscht hatte, und der hilflosen Frustration darüber, dass sie daran nichts ändern konnte.

»Geh nicht zu weit, Alice«, sagte Mama geistesabwesend.

Schon wieder Alice. Immer und immer wieder Alice. Ich bin nicht Alice. Ich bin Elizabeth!

Sie stellte die Spitze ihres glänzenden schwarzen Lackschuhs auf den perfekten weißen Marmor und starrte darauf.

Die Farbe floss aus dem Schuh, er verblasste erst hinten am Absatz, und dann ergoss sich die Schwärze auf das marmorine Pflaster. Einen Moment später hatte ihr Schuh ein stumpfes, zartrötliches Weiß angenommen, und unter ihrer Schuhsohle befand sich ein riesiger schwarzer Fleck. Es war keine Pfütze, o nein – die Farbe sickerte in den Marmor ein und setzte sich dort fest. Elizabeth grinste